Rachel geht all in

Entscheidet die zweifache Mutter als erste Frau der Welt die Weltmeisterschaft im Pokern für sich?

Von Trieneke Klein, REPORTAGEN, #86, Januar 2026

Düsseldorf

Ein Mehrfamilienhaus in Düsseldorf, beste Lage, ich klingelte. Der Türsummer vibrierte, und ich betrat ein dunkles, gepflegtes Treppenhaus. Sie hatte mir nicht gesagt, in welchem Stockwerk sie wohnte, aber ich hörte sie, noch bevor ich sie sah. Als ich in der zweiten Etage um die Ecke bog, stand Rachel da, lässig in den Türrahmen ihrer Altbauwohnung gelehnt.

Statt Hallo sagte sie: «Nicht erschrecken.»

Sie trug eine grosse dunkle Sonnenbrille, die sie zur Begrüssung für einen Moment hochschob: Die Haut um ihre Augen war blau und gelb verfärbt, Blutergüsse, die noch nicht besonders alt waren. Sie hatte sich vor zwei Tagen die Augenlider straffen lassen. «Keine Sorge, ich erschrecke nicht», sagte ich, als ich die letzten Schritte auf sie zuging. Ich wollte um keinen Preis, dass sie sich unwohl in meiner Gegenwart fühlte. Damit ich sie begleiten könnte, nach Las Vegas, zur Weltmeisterschaft im Pokern. Ich wollte dabei sein, wenn sie es schaffte, wenn sie gewann, im besten Fall Millionen. Sie hatte viel dafür trainiert, nahm sogar Unterricht bei einem Poker-Coach, es klang vielversprechend.

Aber Rachel war noch mehr für mich. Wir kannten uns von früher, sie gehörte zu der Art Mensch, die mich immer schon eingeschüchtert hatte: Sie war laut, frech, stand gern im Mittelpunkt, ihre Freundschaft war eine Auszeichnung, und auf keinen Fall wollte man sie zur Feindin haben. So empfand ich das zumindest. Ich wollte, dass sie mich mochte. Ich wollte ihr gefallen. Wenn ich ihr gefiele, dann hätte ich einen Platz im Club der coolen Leute.

Wir hatten fast vier Jahre zusammen in der Redaktion eines grossen Fernsehsenders gesessen. Sie hatte viel mit Prominenten zu tun und mit Beiträgen, die sich darum drehten, welche Jeans zu welchem Po passt oder wie man das Sous-Vide-Mittagessen auch in der Spülmaschine zubereiten kann. In meiner Ecke der Redaktion wurde die Langlebigkeit von No-Name-Batterien getestet, wurden Schlagersternchen nach Mallorca begleitet und junge Frauen zur Brustvergrösserung. Rachel hatte damals hellblond gefärbte Locken im Marylin-Monroe-Style, frühstückte Red Bull und Zigaretten. Sie hatte schon immer eine Schwäche für alte Diven, grosse Stars und den Glamour, der diese umgab. Ich kannte niemanden, der so für Whitney Houston schwärmte, alles über Ava Gardner, Elizabeth Taylor oder Joan Rivers wusste, mit Karl Lagerfeld

gedreht hatte und die Lebensgeschichte von Siegried und Roy kannte. Leute, die sich unsicher verhielten, nervten sie. Über Leute, die sie nicht mochte, machte sie sich lustig. Sie war alles, was ich nicht war. Irgendwann trennten sich unsere Wege, Rachel bekam – wie ich – zwei Kinder und arbeitete nach ein paar Umwegen inzwischen in der Marketingabteilung eines Gesundheitsunternehmens. Wir hatten uns aus den Augen verloren.

Und nun, zwölf Jahre später, stand sie vor mir im Türrahmen, lächelnd und mit einem Bluterguss um die Augen. Ich war überrascht, wie unsicher sie kurz auf mich wirkte. Unsicher auf ihre Rachel-Art: nicht schüchtern, eher ausgestellt. Immer wieder prüfte sie ihr Spiegelbild, erklärte zu oft, wie nervig Schlupflider seien und warum es an der Zeit gewesen war, sie zu beseitigen. Es war ein kleiner Tanz, den wir aufführten: ein vorsichtiges Herantasten an die andere, ein Vor und Zurück aus Smalltalk und lustigen Anekdoten aus unserer gemeinsamen Sender-Vergangenheit.

-->Rachels Pokerkanal hatte ich zufällig auf Instagram entdeckt. Der erste Post war von 2023 und handelte davon, dass sie es bei einem Pokerturnier an den Finaltisch in einem Casino in Las Vegas geschafft hatte. Mal erfolgreich, mal weniger erfolgreich pokerte sie sich durch die Stadt. Im gleichen Jahr war sie Mitglied in einem Frauen-Poker-Club namens Herzdamen geworden. Rachel war nach der Geburt der Kinder ins Pokerbusiness eingestiegen, im Sommer würde sie zur Poker-WM nach Las Vegas fliegen. «Wenn ich dieses Jahr dort ein paar Millionen gewinne, dann pokere ich nur noch», hatte sie mir geschrieben.

-->Die Wohnung, in der Rachel mit ihrem Mann Ringo und den beiden Mädchen lebte, war gut geschnitten, heller Holzboden, wenig Krimskrams, geschmackvolle Bilder an der Wand, oft Filmposter, jedes Teil mit Bedacht ausgesucht. «Rachel» war übrigens nur ihr Pokername, und auch Ringo hiess in Wirklichkeit anders. «Ist es bei euch immer so ordentlich?», fragte ich. Sie nickte und führte mich durch die Wohnung. Die Zimmer der Mädchen waren gross und hell und sehr aufgeräumt. Das Wohnzimmer bestand aus einer grossen Couch, einem langen, brusthohen Regal mit Kunst- und Coffeetablebooks, drauf ein Plattenspieler, in einer Ecke zwei Schreibtische mit Gaming-Stühlen, die so gar nicht ins Bild passten.

-->Sie lotste mich in eine perfekte kleine Küche mit Balkon, auf dem, in der Ecke, eine schwarze Plastiktonne fürs Eisbaden stand. Wir setzten uns an den runden Küchentisch, auf Polsterstühle, die mit altrosa Stoff bezogen waren, vor einem kleinen, altrosafarbenen Regal, darin Glasbehälter mit Nüssen, Haferflocken und Körnern, ein kleiner roter Spielwürfel, ein kleiner sitzender Buddha, Strohblumen auf der Heizung daneben. An der Wand über der guten Siebträgermaschine hing ein Plakat aus den 80ern mit einem Typen im Anzug, der eine brennende Champagner-Flasche hält, bereit zu werfen. *Defiende el Establishment*, stand darunter, verteidige das Establishment. Es war wohl ironisch gemeint, dachte ich. Ich fragte nicht nach.

Während ich mich umschaute, begann Rachel von früher zu erzählen. Sie war in einem Dorf am Niederrhein gross geworden, die Mutter Kindergärtnerin, der Vater bei der Volksbank. «Ich hatte eine glückliche Kindheit», sagte sie, es klang nach viel Gutbürgerlichkeit. Ringo hatte sie mit 15 kennengelernt, mit 18 das erste Date, seitdem waren die beiden ein Paar. Mit 29 die Hochzeit, mit Anfang 30 die Kinder. Es klang nach einem perfekten, ebenfalls gutbürgerlichen Leben. Neulich habe die Lehrerin der Kinder sie angesprochen: Woran es liege, dass die Mädchen immer so glücklich in die Schule kämen, das gäbe es nicht oft. «Bei uns gibt’s viel Liebe. Unsere Morgen sind entspannt, Ringo macht gute Musik an, es gibt Pfannkuchen und frisch gepressten Saft und Kerzen auf dem Tisch», erklärte sie mir. Die Schule sei für die Mädchen zu Fuss erreichbar, ein

Auto brauchten sie ohnehin nicht, und wenn doch, nutzten sie Carsharing. Eingekauft werde im Biosupermarkt und auf dem Wochenmarkt.

Anders als früher war gesundes Essen für Rachel jetzt wichtig. «Seit die Kinder auf der Welt sind, bin ich zu einem Öko geworden», sagte sie grinsend. Sie rauche schon lange nicht mehr, und seit zwei Jahren trinke sie keinen Tropfen Alkohol mehr. Ihr Mann habe einen gut bezahlten Job, sie auch. Beide arbeiteten Vollzeit und schafften es trotzdem jeden Morgen vor der Arbeit, gemeinsam Sport zu machen. «Mein Körper ist jetzt wieder so straff wie mit Mitte 20», sagte sie und schob sich die Brille wieder über die Augen. «Wenn mir andere Mütter erzählen, dass sie es nicht schaffen, Sport zu machen, dann ist das Bullshit», sagte Rachel. «Die meisten Menschen sind einfach nur faul.» Ringo würde das auch immer sagen.

Rachel haute das einfach so raus. Keine *political correctness*, egal, was andere darüber denken könnten. Keine Angst, dass ich mich vielleicht angegriffen oder auch nur angesprochen fühlen könnte. Sie sei ausserdem manchmal ein Fat-Shamer, gestand sie, während sie für uns in der Küche eine Flasche Raw Kombucha öffnete. Body Positivity gehe in die falsche Richtung, belaste den Körper, die Gesundheit und das Gesundheitssystem irgendwann auch. Sie glaube nicht daran, dass dicke Menschen in Wirklichkeit nicht lieber auch schlank wären. Aber das müsse jeder für sich selbst entscheiden. Ich kannte bis dahin niemanden, der so selbstverständlich so kontroverse Meinungen vertrat. Rachel sagte: «Das kannst du so schreiben, es ist mir egal, was andere Menschen von mir denken.»

«Was willst du noch wissen?», fragte sie. Wir sassen seit über einer Stunde in ihrer Küche. Ich war eingeschüchtert von all der Direktheit und diesem perfekten Leben mit perfekten Kindern und perfekten Pfannkuchen zum Frühstück. Rachels Unsicherheit unserer ersten Momente, die frisch operierten Augen, hatte ich vergessen.

Ich fasste mich: «Warum pokerst du?»

«Pokern ist für mich eine mentale Herausforderung», sagte sie, «es gibt sonst in meinem Leben keine grossen Herausforderungen. Ich meine, das kennst du doch auch: Job, Kinder, Familie, das ist nicht besonders spannend. Aber wenn ich am Pokertisch sitze und eine gute Hand habe, und ich weiss, ich kann gleich so einen grosskotzigen Typen rausschmeissen und ihm die Chips abnehmen, dann geht mir der Puls hoch. Ich habe nicht oft Herzklopfen, ich kann problemlos vor 100 Leuten reden. Aber da, am Pokertisch, das ist einer der wenigen Momente in meinem Leben, wenn ich mich richtig lebendig fühle.» Sie lachte, ich lachte.

Angefangen hatte es vor 20 Jahren mit gelegentlichen Pokerrunden bei Freunden, erzählte sie. 2012 begann sie, online zu pokern. Der Einsatz: immer nur ein paar Dollar oder Euro. Sie gewann, die Einsätze blieben gleich, aber sie wurde ehrgeiziger, versuchte zu verstehen, was Profis anders machten als Hobbyspieler. Vor zwei Jahren hatte sie angefangen, ihr Spiel zu professionalisieren. In Rachels Welt bedeutete das: zwei Mal die Woche Training auf dem Gaming-Stuhl, Online-Poker bis spät in die Nacht, meist mehrere Partien gleichzeitig. Einmal die Woche liess sie sich von einem Pokerexperten coachen, schaute Youtube-Videos, um andere Spieler und Spiele zu analysieren und Kartenhände auszuwerten, sie lernte Tabellen und Statistiken auswendig. Einmal hatte sie sich sogar für eine Woche in eine Poker-Villa mit professionellen Spielern eingemietet, zusammen mit Miss Eni, einer inzwischen befreundeten Spielerin. Trainieren und leben wie Poker-Profis, Rachel fand es herrlich. Und weil professionell pokern viel Kopfarbeit und

stundenlanges Sitzen bedeutete, stellte sie ihren Lebensstil um: Hörte auf, Alkohol zu trinken, trainierte mit Gewichten und einer Sport-App, ass weniger Fleisch und tierische Produkte. Dass das Spiel trotz allem auch viel mit Glück zu tun hat, sah sie. Den Faktor Glück zu minimieren, das war ihr Ziel.

-->Ich war auf Instagram ein paar Accounts von professionellen Spielerinnen und Spielern gefolgt, und was ich dort sah, wirkte sehr glamourös: Turniere auf den Bahamas und in Monte Carlo, Palmen, Jetset, goldene Armbänder – beim Pokern Bracelets genannt, eine Art Sieg-Trophäe – und im besten Fall Millionengewinne. Höchstens zehn Prozent der Pokerprofis sind Frauen, fand ich heraus. Das liege auch daran, dass das Leben als Profi mit einem geregelten Familienleben kaum zu vereinbaren sei, erklärte mir Rachel. Stundenlang am Pokertisch zu sitzen, die Nächte durchzuspielen, gefolgt von müden Tagen, für sie klang das trotzdem reizvoll: «Ich geniesse es, mich nur auf diese eine Sache konzentrieren zu können. Niemand, der was von mir will, niemand, der an mir zerrt», erzählte sie am Küchentisch. «Wenn ich am Pokertisch sitze, muss ich nur eine einzige Entscheidung treffen: Karten behalten oder abwerfen.» Es sei immer eine Entscheidung unter erschwerten Bedingungen, mit unvollständigen Informationen, denn sie wisse ja nie, welche Karten die anderen hielten, und niemand wisse, welche noch aufgedeckt würden. «Das ist wie im echten Leben», sagte Rachel, «eine gute Schule.»

Alles, was sie tat, diente scheinbar einem höheren Zweck, den sie genau benennen konnte: Zuckerarme Pfannkuchen am Morgen für positive Vibes, Sport für die gute Figur, gesunde Ernährung fürs Gehirn, Motivationspodcasts fürs Dranbleiben. Und Pokern als Schule fürs Leben. Ich fand das beeindruckend. Ich tat eigentlich nichts aus irgendeinem konkreten Grund, jedenfalls aus keinem, den ich so genau benennen konnte.

Ende Juni würde sie also nach Las Vegas fliegen und an der World Series of Poker (WSOP) teilnehmen. Es ist das prestigeträchtigste Event der Branche. Nun würde sich zeigen, was sie gelernt hatte, nun würden sich Training, Verzicht, Lebensumstellung – alles parallel zu Familie und Vollzeitjob – hoffentlich auszahlen. Ich würde sie dabei begleiten. «Wenn ich fett abräume, wirst du meine Managerin», sagte Rachel. Ich nickte und fühlte mich ein bisschen geehrt. Zum Abschied umarmten wir uns.

Mönchengladbach

Erst zwei Monate später sahen wir uns wieder. Eine grosse Feuerprobe sollte es geben, einen letzten Härtetest vor unserem Trip nach Las Vegas: ein Live-Spiel mit acht anderen an einem Pokertisch im Hinterraum eines Lagerhauses. Es befand sich am Rande von Bahnschienen, in einem Vorort von Mönchengladbach und klang alles andere als glamourös.

Dazu muss man wissen: In Deutschland gibt es nicht oft die Möglichkeit, an einem echten Pokertisch zu sitzen, nur wenige staatliche Spielbanken bieten Turniere an. Online zu pokern, ist wesentlich einfacher – und seit 2021 legal, sofern der Anbieter eine deutsche Lizenz besitzt. Deutsche Spieler dürfen allerdings nicht mehr als 1000 Euro im Monat einzahlen – und dann schlimmstenfalls eben verzocken. Wer nur ab und zu mal was gewinnt, muss das Geld nicht versteuern, genau wie bei einem Lottogewinn. Wer das Ganze dagegen professionell betreibt und von den Einnahmen leben möchte, muss Einkommenssteuer bezahlen, ohne allerdings die

Ausgaben, also die Spieleinsätze, absetzen zu können. Weil vom vermeintlich hohen Gewinn nach Abzug der Einsätze oft aber gar nicht so viel übrigbleibt, gibt es in Deutschland eigentlich keine professionellen Spielerinnen und Spieler. Lohnt sich finanziell nicht. Also wandern viele nach Österreich aus. Dort ist «Pokerspieler» ein anerkannter Beruf.

Das Lagerhaus wurde von einem Restposten-Verkäufer genutzt, der von hier aus seine Waren weiterverhökerte: Computerkram, Sexspielzeug, Haushaltswaren, einen riesigen Gucci-Teddy. Das Hinterzimmer jedoch war ein professionell ausgestatteter Pokerraum, mit einem Pokertisch unter einer grossen ovalen Deckenleuchte, der fast den gesamten Raum einnahm, dazu Kameras, Bildschirme und blauviolette LED-Leuchten zur Dekoraktion. Es roch nach Farbe und Kleber, der Raum war gerade erst fertig geworden. Im Vorfeld hatte ich mir ausgemalt, dass es bei diesem «Pokern im Hinterzimmer» viele merkwürde Gestalten geben würde, viele Zigaretten, wenig Zähne. Und so war es im Grunde auch. Nur nett und herzlich – und mit Zähnen.

-->Die Spielerinnen und Spieler hatten sich mit einem kurzen Video bewerben müssen, anhand dessen die Organisatoren sie ausgewählt hatten. Rachel war dabei. Einsatz: null Euro. Zu gewinnen gab es ein sogenanntes *buy-in* im Wert von 2500 Euro: ein Ticket für ein grosses, mondänes Pokerturnier in Monte Carlo, inklusive Anreise und Hotel. Wer sich einen Namen in der Pokerwelt machen möchte, muss an solchen prestigeträchtigen Turnieren teilnehmen, lernte ich. Deshalb waren sie alle hier. Eine grosse Plattform für Online-Poker hatte den Preis ausgelobt und erhoffte sich mit der Live-Übertragung im Internet neue zahlungskräftige Kunden.

-->Rachel kam als letzte an, Bomberjacke, Diana-Ross-Truckercap. Einen Tesla habe sie geliehen, um herzukommen, tolles Auto, sauschnell, einzig Bluetooth liess sich nicht verbinden. Die grosse Sonnenbrille hatte sie zwar dabei, aber nicht aufgesetzt. Die kleinen Narben der Lidstraffung waren kaum noch zu sehen. Ihre Augen waren jetzt grösser, sie war sehr zufrieden mit dem Ergebnis.

-->Rachels Kontrahenten schienen mir überschaubar in ihrer Qualität als Pokerspieler – mehr ein solides Bauchgefühl als wirkliches Wissen natürlich. Es war Ende April, das Turnier in Monte Carlo würde im Mai stattfinden, in Gedanken schaufelte ich schon mal den Terminkalender frei. Da gab es einen netten, rundgesichtigen Anfang-30-Jährigen mit dunkler Haartolle über der Stirn namens DaSamy. Dann Mateusz, einen Polen, blond, brav gescheitelt, der zur Begrüssung beide Fäuste hob und ein bisschen albern zweimal in die Luft boxte. DaniCalifornia, einen grossen Typ Ende 30, der zwei Wochen zuvor Vater geworden war. Snyder, einen bärtigen Typ mit eng zusammenstehenden Augen, Truckercap, Anfang 50, der schon viele Pokerturniere gespielt und nach eigener Aussage schon alles gesehen hatte. Ausserdem Daubo, einen aufgeregt wirkenden Polizisten Mitte 40, einen Mann namens Backe mit einem Plastik-Glücksschwein, einen Dude, der per Wildcard ins Spiel gestolpert war und dessen Namen ich mir nicht aufgeschrieben habe, sowie Miss Eni, Rachels Pokerfreundin, gross, blond, unauffällig. Letzterer rechnete ich ebenfalls gute Chancen aus, denn sie hatte neulich bei einem Turnier in Marokko 33 000 Euro gewonnen, was schon für ein gewisses Talent sprach.

Beobachten, einschätzen, in Schubladen packen – beim Pokern nennt sich das *read and tell* – das Gegenüber lesen und vorhersagen, welche Karte er oder sie wann spielen würde. Auch wenn ich vom Pokern sonst keine Ahnung hatte, darin wäre ich unschlagbar, dachte ich.

Einer nach der anderen marschierten sie nun, zu Beginn des Livestreams, in den neu hergerichteten Raum. Felix Schneiders, ebenfalls Pokerspieler und Chef einer Firma, die unter anderem Live Poker Events wie dieses hier ins Internet übertrug, führte mit allen ein kurzes Interview, bevor es an den Tisch ging. Rachel hatte ihre Bomberjacke inzwischen ausgezogen und schlenderte cool vors Mikro, sie hatte lange genug selbst Menschen interviewt und wusste, worauf es ankam.

«Warum nennst du dich Rachel Marron?», wollte Felix wissen.

«So heisst Whitney Houston in *Bodyguard*», sagte Rachel.

«Und was erwartest du von dem Abend?»

«Dass ich das Ticket gewinne.»

«Ok. Das ist eine realistische Erwartung, würde ich mal sagen.»

Ich erinnere mich, dass ich diesen Auftakt ziemlich eindrücklich fand. Sie wirkte konzentriert, kühl, gelassen. Es war 19 Uhr und ich bereit, Rachel die nächsten fünf Stunden Daumen zu drücken.

-->Es wurde viel geredet an diesem Pokertisch: ein bisschen provokativen Trashtalk, um sich gegenseitig aus der Ruhe zu bringen, ein bisschen Spekulationen über die jeweiligen Kartenhände, ab und zu Gelächter. Das Problem war nur: Ich konnte nichts sehen. Weder die Karten in den Händen der Spielenden noch diejenigen, die der Dealer, der Kartengeber, in der Mitte des Tisches Runde für Runde aufdeckte. Ich hatte keinen Plan, wie gut Rachel im Spiel war. Vielleicht wäre bei den Kommentatoren des Abends, Felix und dessen Kompagnon Hempi, mehr darüber zu erfahren, denn die beiden hatten in einem Nebenraum auf ihren Monitoren den gesamten Tisch im Blick. Der Stapel an bunten Chips, der vor Rachel stand, war zwar etwas kleiner geworden, aber es sah nicht beunruhigend aus.

-->In einer Pause, zwischen zwei Bissen Lieferdienstpizza, erzählte mir Hempi, dass er im früheren Leben mal Altenpfleger gewesen war. Jetzt verdiente er mit Pokern und vor allem mit Pokerevents sein Geld. «Ich liebe das Gefühl zu gewinnen, die anderen Leute am Tisch zu dominieren», sagte er. Das Geld sei dabei zweitrangig, das sei schliesslich schnell wieder weg: «Ich komme nach Hause, meine Frau fragt, wie viel ich gewonnen habe, ich sage 5000, sie sagt, gut, wir brauchen ’ne neue Küche.»

-->Ich war so in das Gespräch mit Hempi und ein paar anderen Mitorganisatoren vertieft, dass ich Rachels Ausscheiden fast verpasste. «Oh noooo! Wie bitter! Wir verlieren unsere erste Spielerin des Abends. Rachel muss uns verlassen!», sagte Kommentator Felix. Ich schreckte hoch. Gerade mal drei Stunden waren gespielt, ich hatte es nicht kommen sehen: Rachel hatte mit zwei Assen, eins in der Hand, eines auf dem Tisch, sehr unglücklich verloren. Nun beobachtete ich auf dem Monitor im Nebenraum, wie sie zum Abschied auf den Tisch klopfte und achselzuckend, aber mit einem Lächeln aufstand. Da war nichts: keine Enttäuschung, kein Seufzen, kein Augenrollen. Nur unbeschwerte Fröhlichkeit: «Wenn ich jetzt irgendwas gemacht hätte, was ich richtig scheisse gefunden hätte, dann würde ich mich ärgern» sagte sie, als sie rauskam. «Aber das hab ich einfach nicht. Ich bin zufrieden mit meinem Spiel.»

-->Come on, Rachel, dachte ich. «Aber du wolltest doch gewinnen?»

-->«Ja, stimmt. Hat nicht geklappt. Da war die Varianz gegen mich», sagte sie und meinte damit: Pech gehabt. Ich war abgeprallt. «Hast du alles, was du brauchst?», fragte sie zum Abschied.

-->Hatte ich nicht, aber das sagte ich ihr nicht. Immerhin: Ich war nicht mehr ganz so beeindruckt. Aber ich kam immer noch nicht an sie ran.

Es war, als würden auch wir am Pokertisch sitzen. Sie reizte mich, sie lockte mich, hatte sie so gute Karten in der Hand, wie ihr Pokerface suggerierte, oder war alles ein einziger Bluff? Was trieb sie wirklich an? Ich hatte keine Ahnung. Ich wusste auch nicht, was sie von mir hielt. Lästerte sie über mich, sobald ich aus der Tür war? Fand sie mich lästig oder langweilig? Ausserdem hatte ich noch nicht mit Ringo gesprochen, ihrem Mann. Ich wollte wissen, was er von der ganzen Sache hielt. Also lud ich mich noch einmal in die Küche in Düsseldorf ein.

Düsseldorf

Es war Ende Juni, Rachel hatte in der Zwischenzeit mit acht Dollar Einsatz 1700 Dollar beim Onlinepokern gewonnen, und morgen sollte es losgehen nach Las Vegas. Ich sass wieder auf den altrosafarbenen Polsterstühlen, Rachel hatte zum Abendessen Spaghetti Bolognese gekocht, ausnahmsweise mal Fleisch, Ringo und die Mädchen sassen mit am Tisch. Fröhliches Geplänkel über Freunde, Hobbies und Schnürbikinis für die 12-Jährige. «Sie ist schön, sie wird mal reich heiraten und nicht arbeiten», sagte Rachel über ihre ältere Tochter. Ich war nicht sicher, ob sie es ernst meinte.

Am Telefon hatte mir Rachel vor ein paar Wochen erzählt, wie viel Energie es Ringo und sie gekostet hatte, sich aus dem Dorfkosmos ihrer Kindheit und Jugend am Niederrhein zu lösen. Wie ehrgeizig beide waren und wie sehr sie es jetzt genossen, im besten Teil Düsseldorfs zu wohnen und zu erleben, welch guten Umgang ihre Kinder hatten. Sie könne sich niemals vorstellen, wieder zurückzugehen, hatte sie gesagt. Sie liebte ihre Eltern, aber das Verhältnis war manchmal etwas angespannt. Rachel hatte das Gefühl, dass sie ihren Lifestyle nicht verstanden. Ich hatte das Gefühl, dass ihre Eltern für Rachel nicht besonders genug waren. Für die Zeit in Vegas sei sie jedenfalls erstmal aus allen WhatsApp-Familiengruppen ausgetreten: «Keine Lust auf schlechte Vibes.» Und auch nicht auf die Ermahnungen, nicht zu viel zu verspielen.

Rachel war nicht spielsüchtig, den Eindruck hatte ich zu keiner Zeit. Die meisten Pokerspieler, die es einigermassen professionell angingen, waren nicht süchtig. Dafür sei das Spiel zu fordernd, hörte ich immer wieder. In der Szene ging es um den richtigen Mindset, tägliches Meditieren, vegane Ernährung, Sport, guten Schlaf. Pokern als Lifestyle, wenn man so wollte. Die meisten Pokerspieler hatten ihre Finanzen und ihre *bankroll*, also das Geld, das sie ausschliesslich zum Pokern verwendeten, exakt im Blick, lernte ich von Rachel. Das galt auch für sie.

«Ihr habt grosses Glück, dass ihr so leben könnt», sagte ich zwischen den Spaghetti und machte mit der Hand eine unbestimmte Geste in den Raum hinein.

«Das hat mit Glück nicht viel zu tun», entgegnete Rachel, «wir haben gute Entscheidungen getroffen und nicht aufgegeben, wenn wir etwas wollten.» Pokeranalogie, notierte

ich im Hinterkopf.

Ringo trug Rachels Hobby mit, und auch ihren Plan für Las Vegas unterstützte er: Sie würde sich beim Ladies-Event, der Poker-WM der Frauen, einkaufen. 1000 Dollar kostete das Buy-In. Wenn sie da «ins Geld käme», zumindest so gut spielen würde, dass sie unter den ersten 100 wäre, dann würde sie auch am *main event* teilnehmen. Das wiederum würde dann allerdings 10 000 Dollar kosten, nur fürs Mitspielen. Dafür bekäme der Sieger rund 10 Millionen Dollar, und selbst der oder die Achtplatzierte gewänne noch 1,25 Millionen.

«Ich würde ihr das 10 000 Dollar Buy-In bezahlen», sagte Ringo, der als Experte für Cyber-Security in der Industrie arbeitet.

«Aber das will ich nicht», hakte Rachel ein, «dann bin ich *money scared*.» Sie wolle sein Geld nicht verspielen, eine so grosse Summe. Wenn zu viel Geld im Topf sei, könne man ängstlich werden, und wer ängstlich spiele, spiele nicht gut. Ihr Plan war folgender: Sie würde beim Ladies-Event antreten, und wenn sie da auf einem der vorderen Plätze landete oder sogar den 180 000-Dollar-Hauptgewinn holen würde, dann würde sie sich mit diesem Gewinn beim *main event* einkaufen.

«Was denkst du: Wie viel Geld wird Rachel in Las Vegas gewinnen?», fragte ich Ringo.

«Ich schätze einen niedrigen fünfstelligen Betrag», sagte er, «so 25 000 würde ich schon erwarten.»

Rachel sagte nichts dazu. Bis jetzt hatte sie noch nie so viel gewonnen. Aber sie hatte vor, um den Sieg zu spielen, das kannte ich bereits von ihr.

Las Vegas

Am nächsten Abend sassen wir im viel zu vollen Flieger nach Las Vegas. Rachels Freundin Miss Eni war mit dabei, auch sie würde bei der Poker-WM antreten. Sie hatte in den Tagen zuvor bereits angefangen, ihren Schlafrhythmus an die US-Westküstenzeit anzupassen, um bei den anstehenden Spielen topfit zu sein. Rachel hielt das für Quatsch, fehlender Schlaf werde kein ernsthaftes Hindernis sein. Das Ladies-Event sollte schon am Tag nach unserer Ankunft beginnen. Die beiden hatten ein kleines Apartment mit Küche am Las Vegas Boulevard, dem legendären Strip, gemietet, um sich während des Turniers selbst mit gesundem, veganem Essen versorgen zu können. Wohin sie gleich nach unserer Landung auch direkt aufbrachen.

Ich traf Rachel am nächsten Morgen, dem ersten Tag des Ladies-Event, im Paris Hotel und Casino auf dem Strip wieder. Im Inneren hatte man tatsächlich versucht, einen Teil von Paris nachzubauen: Es gab eine Pont-Neuf, kleine Pariser Cafés, Bistrots, Restaurants und die vier Füsse des Eiffelturms, dessen ganzer nachgebauter Rest ausserhalb des Casinos in den 45 Grad heissen Wüstenhimmel ragte. Rachel trug an diesem Morgen einen schwarzen Hoodie, auf dem in grossen weissen Buchstaben «Rachel Marron» stand, dazu Baggypants und eine Truckercap mit dem Schriftzug «Make your own money & marry someone funny». Die rotblonden, leicht lockigen Haare offen, eine grosse Sonnenbrille mit blauem Farbverlauf im Gesicht, Kopfhörerkabel hingen um ihren Hals. Sie hatte 3000 Dollar in Cash dabei und weitere 2000 auf ihrem Pokerkonto, eine

bankroll von 5000 Dollar also.

-->Im Horseshoe Casino nebenan hatte die World Series of Poker bereits seit Mai ihre Zelte aufgeschlagen, jeden Tag gab es grössere und kleinere Turniere. Man kaufte sich ein und spielte dann so lange, bis man rausflog – oder eben gewann. Das Ladies-Event und das grosse *main event* für alle sind die beiden Hauptattraktionen, die Turniere, von denen jede Pokerspielerin und jeder Pokerspieler träumt, liess ich mir sagen. Einmal im Leben zur Weltmeisterschaft nach Vegas.

-->Die 1000 Dollar Buy-In zahlte Rachel bar und pünktlich. Um 10 Uhr verkündete eine scheppernde Mikrofonansage den Turnierbeginn. 1368 Frauen aus der ganzen Welt begannen scheinbar gleichzeitig mit ihren Pokerchips zu hantieren, ein anhaltendes Klackern, durch die Finger gleiten Lassen, ein stetiges Aufeinanderstapeln und Wiederabbauen: Klack – klackklackklack – klack – klackklack – klackklackklack.

«Ich will den ersten Tag mit einem guten *stack* und ausreichend *big blinds* überstehen», gab Rachel als Ziel aus. Was das bedeutete, wusste ich inzwischen: Nach etwa zehn Stunden am Turniertisch wollte sie den Tag mit ausreichend Pokerchips in der Tasche beenden, um am folgenden Tag entspannt weiterspielen zu können. «Jetzt spür ich doch ein leichtes Kribbeln», sagte sie mit einem schiefen Grinsen, «aber ich freu mich vor allem, endlich spielen zu können.»

Sie hatte plaudernd und scherzend an dem ihr zugewiesenen Tisch Platz genommen. Ihre Kontrahentinnen erschienen mir unspektakulär, aber ich wusste inzwischen, dass das nichts zu bedeuten hatte: Mehrere Amerikanerinnen, eine davon überraschend alt, zwei jüngere Asiatinnen, eine laute Französin waren darunter, alle einigermassen entspannt und fröhlich. Während der Dealer die ersten Kartenrunden verteilte, Chips hin und her sortiert, Einsätze gebracht und verloren wurden, plauderten die Damen über Berufe, Herkunft, zeigten Bilder von Kindern, Enkeln und Katzen auf dem Handy. Ich konnte Rachels Karten zwar nicht sehen, wohl aber die in der Tischmitte. Ich verfolgte Runde um Runde ihre Einsätze, Gewinne und Verluste, sah den Stapel an Pokerchips wachsen und wieder schwinden.

Zusätzlich lieferten grosse Monitore über den Spieltischen weitere Informationen: Wie viele Spielerinnen am Turnier teilnahmen, wie hoch das Preisgeld wäre, wie viele Pokerchips die erfolgreichste Spielerin hatte, wie viele die Letztplatzierte und wo der Durchschnitt lag. Ausserdem hatte ich eine App heruntergeladen, auf der sich die Platzierungen aller am Turnier teilnehmenden Spielerinnen live verfolgen liess.

Ich brachte Rachel Cappuccino an den Tisch, wartete in den kurzen Pausen zwischen den Runden vor der Toilette auf sie und holte mir ihre Einschätzungen ab: Die Damen spielten etwas unberechenbar, erklärte sie, pokerten hoch, mit Karten, die man normalerweise nicht spielen würde. Aber es liefe ok, ihr Bestand an Pokerchips, ihr *stack,* sei genau im Durchschnitt. Ich war beruhigt und unternahm am Nachmittag eine kleine Casinorunde, in der App konnte ich ja sehen, wie es Rachel erging. Die Lage schien stabil.

Doch als ich kurz vor der *dinner break* am Abend wieder draufschaute, glaubte ich zunächst an einen Fehler: Rachel Marron stand auf dem letzten Platz, und immer noch waren über 800 Spielerinnen im Turnier. Nur noch acht *big blinds*, acht Einsätze, standen ihr zur Verfügung. Ich hatte einen *Pokern-für-Dummies*-Ratgeber gelesen, den sie mir empfohlen hatte, und wusste: Das war verdammt wenig.

Rachel war angezählt.

Und ungefähr eine Stunde später: raus.

Rachel war aus dem Turnier geflogen. 1000 Dollar und der Vorsatz, wenigstens einen Tag weiterzukommen, verpufft.

Sie nahm es mit dem üblichen Schulterzucken. Erklärte mir den letzten vernichtenden Spielzug – diesmal verstand ich so gut wie nichts – und hakte die Sache scheinbar ab.

Ich konnte es nicht glauben. «Bist du jetzt nicht enttäuscht? Oder ein bisschen verärgert? Ich meine: Du hast gerade echt viel Geld verloren!»

Rachel winkte ab: «Andere geben das gleiche Geld fürs Auto, Tanken und Versicherung aus. Ich hab noch nicht mal ein Auto», sagt sie. «Mindset ist beim Pokern superwichtig und verlieren gehört dazu. Du verlierst viel häufiger, als du gewinnst. So ist das eben.»

Das sollte es gewesen sein? Ich war enttäuscht. All das Training, der Verzicht, das Üben, das investierte Geld – ich hatte ihr viel zugetraut in diesem Spiel, sogar einen Sieg. Aber Rachel schien zufrieden, wie schon in Mönchengladbach. Sie hatte auch in diesem Spiel keinen Fehler gemacht, fand sie. Nur zu schlechte und darum zu unberechenbare Gegnerinnen gehabt: «Die haben total merkwürdig gesetzt und völlig merkwürdige Karten gespielt.» Und dann sei eben wieder Pech dazu gekommen.

Das fand ich bemerkenswert, denn ich hatte sie als eine Frau kennengelernt, die dem Glück, und folglich auch dem Pech, so dachte ich, nicht allzu grosse Bedeutung beimass.

Ich sass in meinem vollklimatisierten Hotelzimmer in der blinkenden Plastikstadt mitten in der Wüste und war unzufrieden. Ich war um die halbe Welt geflogen, um Rachel dabei zu erleben, wie sie das bislang grösste Turnier ihres Lebens spielte. Wie sie verdammt noch mal wenigstens 25 000 Dollar verdiente. Ich war hier, um zu erleben, was für ein Mensch sich hinter der Sonnenbrille und dem Pokerface verbarg. Und jetzt das. Nichts, von dem, was ich erzählen wollte, hatte funktioniert.

Es lief einfach nicht, weder bei Miss Eni noch bei Rachel. Ihre Pechsträhne hielt auch am nächsten und übernächsten und an allen weiteren Tagen an. 600 Dollar *buy-in* bei einem kleineren Turnier. 300 Dollar *buy-in*. Noch mal 300 Dollar *buy-in*. Nichts. *Busted*, wie es im Pokern heisst. Rausgeflogen. Und Rachel? Nur einmal wirkte sie ein wenig genervt. «Du lauerst mir auf», sagte sie, als sie wieder einmal ohne Geldgewinn ausgeschieden war. Ich hatte in der App gesehen, dass sie kurz vorm Rausfliegen stand, und war zu ihrem Tisch geschlendert. «Die App ist echt schlimm», sagte sie, «man will ja vielleicht nicht, dass jemand weiss, wie es um einen steht. Also um mich zum Beispiel.» Es klang fast so, als wäre ihr ihr ständiges Verlieren unangenehm. Aber Rachel fasste sich. «Beim Pokern gehört Verlieren dazu. Wenn du das nicht aushältst, dann solltest du das Spiel nicht spielen.»

Sie machte einfach weiter: Morgens ging sie ins hoteleigene Fitnessstudio, kaufte

gesundes Essen ein, trank nicht, und wenn sie rausflog, assen wir Burger mit Pommes. Wir verbrachten viel Zeit miteinander: Ich erzählte davon, dass mein Mann und ich oft stritten, dass ich sie um ihre perfekte Ehe beneidete und dass unser Alltag alles andere als einfach wäre. Sie hörte zu und gab Tipps. Zum Beispiel, dass regelmässiger Sex superwichtig sei: «Das sage ich meinen Freundinnen auch immer. Wenn ihr keine Lust habt, dann geht auf die Knie.» Rachel erzählte von ihren reichen Freunden, über die sie sich geärgert hatte, weil sie die in ihren Augen falsche Partei wählten, darüber, wieso aus ihrem Laden für Champagner-Abos, den sie vor ein paar Jahren gründen wollte, dann doch nichts wurde und was sie in ihrem Job beim Gesundheitsunternehmen so tat.

Ab und zu schoben wir fünf oder zehn Dollar in einen der kreischenden Spielautomaten. Einer davon hatte Whitney Houston als Thema, mit einem grossen Bild der Sängerin darauf. Rachel gewann 150 Dollar an der Maschine. Gutes Zeichen, dachte ich. Aber an der Pokerflaute änderte sich nichts.

Die zwei Wochen in Las Vegas waren fast vorüber. Ich hatte einen Haufen Geld für Burger, Getränke und Taxifahrten ausgegeben, ich genoss es, im Hotelzimmer ein paar ruhige Momente nur für mich zu haben, aber ich hatte, ehrlich gesagt, keine Ahnung, warum ich überhaupt noch da war. Das Pokern hatte für mich längst seinen Zauber verloren. Ich mochte Rachel, ich wollte sie verstehen, wollte immer noch hinter das Pokerface aus gemachten Lidern und gebotoxter Zornesfalte gucken. Nur für einen kurzen Moment echter Verbundenheit. Aber sie liess mich nicht.

Einmal war sie in der Zeit in einem kleinen Turnier Vierte geworden, hatte 300 Dollar gewonnen, aber das war kaum der Rede wert. Es gab für mich nichts mehr zu holen. Ich würde mir einfach noch ein paar schöne Tage machen.

Und dann kam dieser eine Nachmittag, kurz vor Ende unserer Reise.

Rachel schrieb mir, sie habe sich für ein Pokerturnier abseits der World Series angemeldet. Nur 150 Dollar Buy-In, es sollte in einem Casino mit dem schönen Namen Golden Nugget stattfinden, auf dem alten Strip, Downtown, dort, wo früher das Herz von Las Vegas geschlagen hatte. Die «Fremont Experience», so hiess der alte Strip, war schäbig, abgeranzt, schrill und dabei so ehrlich, wie nichts anderes, was ich in dieser Stadt bislang gesehen hatte. Bis auf das Golden Nugget und das Four Queens, zwei Hotel-Casinos, die sich eine gewisse altmodische Eleganz bewahrt hatten, gab es vor allem Cocktail- und Burgerbuden, billige Souvenirshops, Obdachlose und betrunkene Touristen. Der Strip war fast durchgehend mit einer riesigen Leinwand überdacht, auf der abwechselnd psychedelische Muster und bunte Würfel abgespielt wurden. Falsche Las-Vegas-Showgirls posierten mit nacktem Hintern, kaum bedeckten Brüsten und riesigen Federn, die ihnen aus dem Tanga wuchsen. Männer mit knallengen Jeans, nacktem Oberkörper und Cowboyhut liessen sich gegen Geld fotografieren und anfassen. Auf einer der drei Bühnen des alten Strips spielte eine mittelmässige Coverband sehr laut Rocksongs von Bon Jovi nach, ein gigantischer aufblasbarer Gummigorilla fuchtelte dazu mit seinen luftgefüllten Armen. Über uns, in vier Metern Höhe, sausten kreischend Menschen in einer Seilrutsche über unsere Köpfe. Rachel und ich waren uns einig: Wir fanden es fantastisch.

Wir setzten uns Elvis-Perücken und rosa-glitzernde Trump-Käppis auf, lachten über die albernen Weisheiten eines Plastik-Häuptlings in einer Münzmaschine – «*Yes, my friend your greatest fault is that you talk too much. Learn to keep a secret*» –, kauften Kühlschrankmagneten, Sticker und Postkarten. Das Turnier im Golden Nugget beendete Rachel auf Platz acht. Weil es ein

kleines Turnier war, gab es für diese Platzierung kein Geld. Aber das war jetzt auch egal.

Ihr – und mir. Ich weiss noch, dass es mir diesmal wirklich egal war. Wir lachten darüber. Und mitten in diesem runtergerockten Provinz-Kitsch dachte ich: Vielleicht hatte ich auch selbst noch nicht genug von mir gezeigt. Vielleicht fürchtete ich ihr Urteil immer noch, vielleicht musste ich selbst erstmal mutiger werden. Ich erzählte Rachel von meiner eigenen Kindheit im Dorf, von meinen strengen Eltern und dass ich immer leise sein musste. Ich erzählte ihr davon, wie ich später ein paar Mal betrogen worden war, wie schwer es mir fiel, zu vertrauen. Dass ich nicht gut darin war, Freunde zu finden – oder sie zu halten.

Und sie: hörte zu, verstand, erzählte mir, dass sie selbst nur wenige echte Freunde habe. Ich fand das irgendwie tröstlich. Den vorletzten Abend verbrachten wir im Cosmopolitan Hotel bei einer Show von Chelsea Handler, einer erfolgreichen amerikanischen Comedian. Ich hatte Rachel von der Netflix-Serie *Chelsea does... Marriage* erzählt, in der Chelsea der Frage nachging, warum Menschen heirateten und warum sie selbst nie so weit gewesen war. Gegen Ende hatte die Comedian mit einer Freundin darüber gesprochen, wie überraschend verletzlich sie sich plötzlich fühlte, nun, da sie ihr Liebesleben und ihre sehr privaten Ängste mit allen Zuschauern in aller Öffentlichkeit geteilt hatte. Diese Verletzlichkeit war mir hängen geblieben.

Wir sassen also im Publikum und warteten auf Chelseas Las-Vegas-Show, als Rachel unvermittelt sagte: «Jetzt habe ich eine Frage an dich. Wie würdest du mich jemandem beschreiben, der mich nicht kennt?» Sie heftete ihren Blick geradeaus auf die Bühne, obwohl dort noch gar nichts passierte.

Ich war überrascht. Hatte ihr diese Frage schon die ganze Zeit auf der Seele gelegen? War es ihr in Wirklichkeit doch nicht so egal, was ich über sie schreiben würde? Was andere Menschen dann von ihr halten könnten? Ich drehte mich zu ihr. Zögerte kurz, schwieg einen Moment und wartete, bis sie mich ebenfalls ansah.

«Hast du Schiss?» fragte ich.

«Klar, hab ich Schiss. Ich hab total Schiss. Es gibt niemanden auf der Welt, der so viel weiss über mich wie du.»

Da war er, der kleine Moment. Kein Pokerface, keine Brille, keine Witze, einfach Rachel, eine Frau aus einem Dorf am Niederrhein, die in Las Vegas sass und Sorge hatte, ich könnte ihren Bluff durchschaut haben. Die Sorge hatte, dass ich was gesehen haben könnte, was sie eigentlich nicht zeigen wollte. Dass ich jetzt vielleicht schlecht über sie denken würde. Ausgerechnet ich, die ich Rachel bewundert hatte, mutig und hübsch und laut und witzig fand, die ich am Tag nach unserem ersten Wiedersehen sofort Pfannkuchen zum Frühstück für meine Kinder gebacken hatte. An einem Wochentag!

«Was auf der Welt würde dich verletzen?», fragte ich.

Rachel dachte kurz nach, dann sagte sie: «Mich verletzt, wenn Menschen, zu denen ich aufschaue, mich belügen oder mich enttäuschen.»

«Zu wem schaust du denn auf?», wollte ich wissen.

«Zu meinem Mann schaue ich auf. Zu dir schaue ich auf.»

Und dann erzählte ich ihr, wie ich sie beschreiben würde: Als disziplinierte, ehrgeizige Frau, die viel redete und viel lachte, die hart in ihrem Urteil über andere war, die ihr Leben trotz Vollzeitjob und Kindern im Griff hatte, sich keine Ausreden und keine Faulheit erlaubte, die den Faktor Glück nicht überschätzte, aber beim Pokern in Las Vegas viel Pech gehabt hatte.

Ich erzählte ihr nicht, was ich noch zu erkennen glaubte: Ein Mädchen vom Dorf, das sich raus- und hochgearbeitet hatte, die dieses Dorf um jeden Preis hinter sich lassen wollte und irgendwie die absurde Sorge zu haben schien, man könnte es ihr doch noch anmerken. Eine Frau, die von einem grösseren Leben träumte, die besondere Menschen verehrte – Hollywoodstars, schräge Typen, grosse Diven –, die sich von ihrem ersten Pokergewinn eine Rolex aus ihrem Geburtsjahrgang gekauft hatte und die gerne den goldenen Mercedes Cabrio aus der Serie *Hart aber herzlich* fahren wollte. Eine Frau, der es ums Geld ging, die sich damit ein selbstbestimmteres, freieres Leben erkaufen wollte. Sie hatte sich selbstbewusst und stark gegeben, hatte behauptet, dass ihr egal sei, was andere von ihr dachten. Aber das stimmte nicht. Sie wusste, wie es war, beurteilt und bewertet zu werden. Sie wusste, wie weh es tat, wenn man enttäuscht wurde. Sie wusste genau, wie es sich anfühlte ängstlich zu sein und verletzlich. Ich hatte es gesehen. All das. Es war die ganze Zeit vor meiner Nase gewesen. Und sie wusste, dass ich es gesehen hatte.

Die Show von Chelsea Handler rauschte an uns vorbei. Es ging viel um gute Drogen, die nervige Familie, den falschen Partner und endete versöhnlich mit der wunderschönen Liebesgeschichte eines alten Ehepaares, das Chelsea auf Mallorca kennengelernt hatte. Ich fand sie toll und derb und unverschämt und lustig. Und ich mochte es, dass sie sich auch bei dieser Show mit der letzten grossen Liebesgeschichte verletzlich gezeigt hatte. Sie war trotz allem ein Badass von einer Frau. Sie erinnerte mich sehr an Rachel.